

Die Tauchgondel war, wie die ganze Seebrücke, für die Touris. Ein Pavillon aus Blech mit großen Bullaugen. Der wurde drei Meter tief ins Wasser versenkt. Die Touris sollten bezahlen, Fische sehen und Quallen, und sich freuen. Natürlich ging man da nicht rein, Felix kannte keinen und von denen, die Felix kannte, kannte auch keiner auch nur einen. – Und deshalb konnte es vielleicht ein Joke sein. Es war ein Risiko, aber ihm fiel nichts Besseres ein. Und Iva sollte nicht einfach wieder gehen.

Felix zeigte auf das Plakat, auf dem stand, dass jetzt gleich ein ›Tauchgang‹ bevorstand, und zwar mit ›Fiete‹, der die Schätze des Meeres vorführen und ›garantiert kein Seemannsgarn spinnen‹ würde. Fiete war abgebildet, ein verwitterter Zombie in Kapitänsjacke, der grinste und ein Auge zukniff. Felix grinste Iva an. »Ich wollte mal in die Tauchgondel. Willst' mit?«

Einen Moment lang sah sie ihn an, als habe er ihr vorgeschlagen, ihn zu heiraten. Dann drehte sie sich zum Plakat um, dann wieder zurück – und grinste auch. »Ja gut, lass ma kucken.« Und sie gingen rein.

Es war ein enges Kabuff, voll mit Touris, die schlecht gelaunt waren, weil die Ostsee immer noch deutlich zu kalt zum Baden war. Sie waren alle entschlossen, das Beste draus zu machen, und saßen deswegen jetzt hier. Es stank nach totem Fisch, Sonnenmilch und Schmieröl. Die Bullaugen waren groß und draußen war erwartungsgemäß: nichts. Das Meer war griesgraugrummelig wie immer, und heute gab es noch nicht mal Quallen. Fische sowieso nicht.

Weil die Betreiber dieses Nepps ja wussten, dass sie hier nichts zu zeigen hatten, gab es so allerhand Ausstellungsstücke, Fischernetze mit Plastikseesternen, fette Taue, einen großen Anker und sogar Schaufensterpuppen mit landestypischen Trachten, die Felix draußen noch nie gesehen hatte. Und dann fing eine der Puppen, so eine Art Meeresherr mit Fischgesicht, plötzlich an, sich zu bewegen. Er beugte sich Iva entgegen, riss

die Augen auf und machte: »Haaaa!« Oder so was. Die Touris gackerten, Iva drehte sich erschreckt um und klammerte sich an Felix. Der hatte komplett geträumt, erschrak nicht, sondern nahm Iva quasi automatisch in den Arm. Mit anderen Worten, er verhielt sich, von außen betrachtet, relativ geschmeidig.

Triumph! Iva ging natürlich sofort wieder auf Abstand, aber, wenn Felix sich in der trüben Beleuchtung nicht vollkommen getäuscht hatte, war sie einen kleinen Moment lang rot angelaufen. Was konnte das bedeuten? Natürlich absolut gar nichts. Aber vielleicht ja doch.

Die Leute saßen zusammengedrängt wie Sardinen, was einerseits scheiße war, weil Felix ins Schwitzen kam. Er hatte an dem Tag auch noch nicht geduscht, er musste die Arme an den Körper pressen, damit nichts aus den Achseln hervordrang, und spürte nach kurzer Zeit, wie ein Rinnsal Schweiß dort hinterfloss bis auf den Hosenbund. Gleichzeitig musste er darauf achten, seine Füße nicht zu bewegen, um keinen Gestank aus den Turnschuhen hervorzupumpen. Da würde zwar nicht viel kommen, aber es war so infernalisch, dass er es lieber nicht riskieren wollte. Andererseits, Iva war nah wie nie, und sie duftete wunderbar, nicht nach Parfüm, sondern etwas salzig und etwas wie frisch aus dem Bett gekrochen, wie warme Haut in der Sonne.

Und es war witzig. Sie kicherten gemeinsam über die gräulichsten Einrichtungsstücke und sahen sich konspirativ bestürzt an, wenn ›Fiete‹, der Zombie vom Plakat, einen seiner grottigen Scherze abzog.

Der hinfällige Kapitän machte einen auf raue Schale, humorvoller Kern. Gleichzeitig litt er. Ab und zu presste er ganz kurz die Lippen zusammen und kniff die Augen zu, als würde ihm in diesem Moment der nächste Fingernagel abgezogen. Wenn er ein paar Schritte ging, um einen weiteren ausgestopften Fisch zu erklären, hinkte er auffällig vorsichtig. Wenn er stehen blieb, stemmte er erst mal die Arme in die Seiten und schnaufte, nein,

röchelte. Unterm Strich hieß sein Gehabe: Ich opfere mich hier für euch, jetzt seid gefälligst glücklich, dass ihr hier sein dürft, und lacht über meine lahmen Scherze.

Und die waren wirklich unterirdisch, bis auf einmal, da war es so übel, dass es schon wieder witzig war. Da zeigte der Alte auf die leeren grauen Bullaugen und sagte: »Sie können hier ganz unbesorgt baden. Wie Sie sehen, gibt es keine Haie. Jedenfalls keine großen! Und wenn trotzdem einer kommt, rufen Sie einfach ›hey Hai! Das kennt er nicht, dann ist er verduzt und dreht ab.«

Und als wäre das nicht schon schlimm genug gewesen, verbeugte er sich, nunmehr erstaunlich gelenkig und offensichtlich schmerzfrei, schaute grinsend ins Publikum und kniff ein Auge zu. Genau wie auf seinem Plakat draußen. Achtung: Seemannsgarn!

Einige Touris gackerten wie jedes Mal, Felix und Iva aber erstarrten, sahen sich an und lachten los. Sie steigerten sich rein und konnten gar nicht aufhören, sodass der Alte fast was gemerkt hätte.

Als die Gondel wieder aufgetaucht war, wurde Iva sofort alltäglich und sagte, sie müsse schnell weg, danke, es sei lustig gewesen, sie habe nur jetzt null Zeit mehr und so weiter. Felix wollte Iva unbedingt noch ein Abschiedsküsschen auf die Wangen geben. Plötzlich aber blaffte der Greis sie gut gelaunt an: »So, raus mit euch, ihr beiden Verliebten habt ja bestimmt was Besseres zu tun, als hier einen alten Mann aufzuhalten!«, und zwinkerte den Touris noch mal zu. Felix wollte im Boden versinken. Und in dem Moment winkte Iva ›Tschüss‹ und lief weg und alles war vorbei. Felix hätte heulen mögen. Aber vorher noch ›Fiete‹ auf den Scheiterhaufen schleppen und ihn rituell verbrennen. Und alle Fingernägel abziehen.

Das Schlimmste war jedoch, dass Iva das nächste Mal im Café Flip ganz distanziert zu Felix war: »Na, Felix, Gondel schon verdaut? War ja 'n voll hartes Abenteuer, oder was?« Im ersten Mo-

ment dachte er, dass sie mit ihm noch mal über das bescheuerte Touri-U-Boot, den bescheuerten Alten und den Geisterbahnbremser im Fischkostüm lachen wollte. Aber so war es nicht. Sie war nicht heiter, nicht locker, eher genervt, von oben herab.

Felix seufzt. Was denn sonst? Sie ist einfach eine Nummer zu groß, sie hat ihr Abi schon seit letztem Jahr in der Tasche, sie hat einen Job, eigenes Geld, eine eigene Wohnung. Sie weiß, was gut für sie ist, und sie tut es, sie ist eine erwachsene Frau, sie führt ihr eigenes Leben. Sie lässt sich nicht mehr von ihren Eltern oder sogar von ihrem Bruder sagen, was sie machen soll. Und Felix ist ein Schuljunge. Das kann nichts werden. Er muss sie einfach vergessen.

Aber jetzt ist er achtzehn, und er hat sein eigenes Auto. Ein geiles Auto. Das muss einfach helfen.

»Alle mal herkommen!«

Felix hebt den Kopf. Aha, endlich ist die Hüpfburg ordnungsgemäß aufgepumpt. Die wenigen Kinder, die Hahos Ruf im allgemeinen Gebrüll hören konnten, kommen aus der frisch eroberten Tobehöhle wieder raus und stellen sich vor das Absperrband. Sie kennen das vom vergangenen Jahr. Sie wollen Teil des folgenden wehevollen Moments sein. Haho holt mit Würde eine Schere aus seiner Anzugjacke. Er ruft, »Die Hüpfburg ist er- ...«, dann schnibbelt er das Plastikband durch, das heißt, er versucht es, aber es geht nicht, das Band verklemmt sich zwischen den Schneiden der Schere und will und will nicht durchgehen, worauf Haho es mit einem Ruck einfach auseinanderreißt. Dabei springt ihm die Schere aus der Hand und landet direkt vor der Hüpfburggummiwand. Glück gehabt. Die Kinder stürmen mit Gejohle wieder zurück, des Aufsichtsbevollmächtigten »... -öffnet!« hört niemand mehr.

Dann steht er allein. Er hat seine Pflicht getan. Er kann nicht mehr. Er schnauft. Erst mal 'ne Zigarette. In der Hüpfburg wogt unter ohrenbetäubendem Radau ein amorpher Pulk Leiber hin und her. Die ersten ausgestrampelten Strümpfe rutschen und

bocken durchs Inferno wie verzweifelte Salamander auf der Flucht vor einem endlosen Erdbeben. Falk von Harprecht-Hohenried nimmt einen tiefen Zug. Dann zwirbelt er seinen Schnurrbart in Form. Noblesse oblige. Schließlich stelzt er zum Hof, wo die anderen Erwachsenen sind.

Vorgestern hat Felix sie mit Patrick gesehen. In Siebeneichen auf dem Tennisplatz. Sie haben da im Regen gespielt. Eigentlich haben sie nur rumgealbert die ganze Zeit.

Das kann sie einfach nicht bringen. Patrick ist alt, schon vierundzwanzig. Und er ist klein. Felix glaubt, sogar ein bisschen kleiner als Iva. Vermükkert. Ein kleiner Wichser. Und ein blöder Arsch. Auf den fällt sie nicht rein, niemals.

Im Februar sind sie nach Gut Grünhagen zurückgekommen, Anjuli, Hippe und Felix. Patrick war bereits ein Jahr vorher hier, seit er sein Studium in Kassel abgeschlossen hatte. Das erste Mal gesehen hat Felix Iva im Mai, als das Café Flip aufmachte. Da war sie richtig lieb zu ihm. Hatte er sich jedenfalls eingebildet. Er sei der kleine Bruder von Patrick? Klein könne man ihn doch wirklich nicht nennen, oder? Nein, das kann man nicht. Einsfüfundneunzig. Rückraum-Shooter auf Halbrechts. Kelle wie Kai Häfner.

Iva fängt nichts mit Patrick an. Sie wehrt sich nur nicht gegen ein bisschen Spaß. Sie ist zu jedermann freundlich. Im Café hat Felix das schon oft beobachtet. Iva ist nett zu schreienden, plärrenden Kindern, zu deren hysterischen Müttern, sogar zu den alten Männern, die versuchen, sie anzumachen. Felix hätte spätestens bei denen die Wut gekriegt. Iva nicht.

Komisch, als Kind hat er sie gar nicht bemerkt, obwohl sie ja beide hier aufgewachsen und in Stadt Grünhagen in die Schule gegangen sind. Oder auch nicht komisch. In seinem letzten Jahr auf dem Gut, bevor er nach Lüneburg zog, war er zehn. Mit zehn ist die Welt noch in Ordnung. Man spielt den ganzen Tag Fußball, trappert durch den Buchenhain bis zur Steilküste oder fährt mit dem Fahrrad nach Kessel und kuckt sich die Touris

an. Mädchen gibt es zwar, sie sitzen sogar in der Klasse auf der anderen Seite, aber sie können kein Modern Warfare two und sind auch sonst irgendwie doof. Sie sind wie kleine Geschwister, sie nerven; man hält sich möglichst von ihnen fern.

Unten kommt Bewegung in die quirlige Meute. Die Ersten haben genug gehüpft und kühlen sich erst mal ab. Dafür ist heute der Teich da, der eigentlich nicht zum Baden gedacht ist, sondern für die Erwachsenen zum Ankucken, mit Schilfgürtel und ein paar Goldfischen drin. Weil es jedoch ohnehin völlig aussichtslos ist, den Kindern verbieten zu wollen, hier reinzuspringen, nimmt Gärtner Hippe einige geknickte und zerrupfte Pflanzen hin und auch zwei, drei Abgänge bei den Fischen. Die müssen sich sowieso kräftig vermehren, damit sie hier nicht aussterben. Die Hofkatzen sitzen gern stundenlang am Ufer und angeln.

Über den Teich hinweg ist ein Stahlseil gespannt. Auf der einen Seite ist es an der Mauer der Orangerie festgemacht, auf der anderen Seite wird es vom Frontlader eines Treckers gehalten. Hier wie dort liegen Strohballen. Man segelt bis zum Trecker oder lässt sich unterwegs in den Teich plumpsen. Die meisten juchzen und schreien und zappeln während der Fahrt. Einige machen die Augen zu und entspannen alle Körperteile, die sie nicht zum Festhalten brauchen. Felix erinnert sich, man fühlt sich wie ein reisender Engel.

Auf der Strohballenpyramide am Start drängen sich die, die gleich dran sind. Sie brüllen, lachen und hüpfen aufgereggt herum. Für die Jüngsten ist der Aufstieg schwierig. Allgemein gilt, die Kinder helfen einander nicht. Sie sind nicht feindselig, aber wenn einer die Strohquader nicht hochkommt, geht das die anderen nichts an. Felix sticht es ein bisschen ins Herz, als er sieht, wie ein Knirps, der sich unter Quengeln und größter Anstrengung vergeblich abmüht, den Größeren nur einen flüchtigen Seitenblick wert ist. Die achten höchstens noch darauf, dem Kleinen nicht direkt auf die Hand zu treten.

An der hinteren Ecke der Orangerie parkt ein Güllebomber. Wer hat denn den da stehengelassen? Das gibt 'ne Abreibung de luxe von Patricks neuem Verwalter Bauke. Oder soll morgen gleich die Pferdeweide gegüllt werden? Den Kindern ist das stinkende Ding hinter der Stahlseilrutsche natürlich vollkommen wumpe.

Also spätestens viertel vier hier los. Hoffentlich hat sie auch wirklich Dienst. Ja, hat sie bestimmt. Die Saison hat angefangen, da ist sie eigentlich jeden Tag im Café.

Felix will sich abwenden, da sieht er abseits von den kreischenden Gören einen winzigen Jungen allein auf dem Rasen stehen, der macht Seifenblasen. Er pustet sie in die Luft und staunt sie mit offenem Mund an.

Früher stand fast immer ein Plastikfläschchen mit dem pustenden Teddy bei Anjuli in der Küche. Blau. Pustefix. Man nahm den kleinen Ring am Stiel, der unterm Deckel festgemacht war, und hielt ihn in die Flüssigkeit. Wenn man ihn rauszog – schön vorsichtig abstreifen, damit dem Bären kein Schmadder über den Bauch lief – hatte sich über ihn hinweg eine Seifenhaut gespannt. Obwohl sie bunt schillerte wie Ostereierpapier und lecker roch, durfte man nicht dran lecken. Der Geschmack war genau der vom Baden, wenn man in der Badewanne saß und Anjuli wusch einem die Haare. Man drückte sich mit aller Kraft einen Waschlappen auf die Augen und kniff sie so doll zu, wie man konnte, damit kein Shampoo durchkam; außerdem presste man die Lippen aufeinander, damit man nichts in den Mund kriegte; aber wenn es vorbei war und man die Augen wieder aufmachte und erst mal Sternchen sah, dann hatte man trotzdem immer noch ein bisschen Shampoo auf den Lippen und musste so lange ins Badewasser spucken, bis Anjuli schimpfte. So schmeckte Seifenblasenseife.

Haut aus Flüssigkeit fand sich ja auch woanders, nicht nur im Pustefix-Pustering. Morgens hing sie in den Waben von Spinnennetzen. Auf Saftflaschen wölbte sie sich manchmal zu einer

richtigen Blase, sogar vor dem Mund mit Spucke. Schmitter ganz verschiedener Herkunft konnte sich zu Haut und Blase ausspannen.

Im Pustefix-Ring schillerte die Seifenhaut in allen Farben, wie eine Dieselpfütze. Wenn man dicht ranging, sah man die Regenbogenflecken und -streifen sich ein bisschen bewegen, als schwömmen und badeten ein Teil der aufgespannten Flüssigkeit in sich selber.

Aber das war noch lange nicht alles. Jetzt hielt man den Ring vor den Mund und pustete; döllern, wenn man viele kleine, sachte, wenn man eine große Seifenblase wollte. Man wollte ja eigentlich immer große, außer sie gingen ständig kaputt, bevor sie fertig waren, weil die Ersatzseifenlauge aus Spüli nicht richtig funktionierte. Dann pustete man jedes Mal kräftig, und Wolken aus klitzekleinen Kügelchen sprühten hervor. Das ging auch, trotzdem freute man sich, sobald Anjuli die originale Seife neu gekauft hatte, aus der sogar Bären Seifenblasen machen konnten. Leider gab es eine Regel: Wenn man den blauen Behälter das zweite Mal ausgekippt hatte, war finito. Und der kippte leider sehr leicht aus, man konnte ja nicht andauernd auf das Ding starren, man musste ja die Seifenblasen anschauen.

Hatte man aber seinen Becher nicht ausgekippt und pustete die Seifenhaut – die gleichzeitig auch fast ihr Gegenteil war, nämlich eine Schwebepfütze – vorsichtig an, dann wölbte sie sich vor. Hörte man auf zu pusten, kam sie heil wieder zurück, selbst wenn sie schon ziemlich weit aus dem Ring hervorgelugt hatte. Wenn man jetzt sachte weiterpustete, begann der große Zauber. Der Seifenbuckel wagte sich aus dem Ring vor, weiter und weiter, und irgendwann riss er sich los, machte sich hinten zu und fiel aber nicht runter, sondern trieb langsam durch die Luft weg.

Wie konnte er das nur? Von Zauberhand schwebte da plötzlich ein durchsichtiger Himmelskörper, auf dem Regenbogen-



kontinente sich aalten. Diese beschrieben, gemächlich treibend, die perfekte Form ihres Planeten, der sie selbst waren. Sie schauten die Welt an und spiegelten sie aus lauter Übermut auf ihrer glasglatten Oberfläche wider, als wären sie allein noch nicht kunterbunt genug. Die Seifenblasen strahlten, sie waren so heil und rund und konnten alles erblicken, und der Wind trug sie hierhin und dorthin.

Eine Seifenblase des Jungen, eine besonders große, steigt nahezu senkrecht in die Höhe. Das Kind steht, Becher und Pustering vor dem Bauch, und legt den Kopf in den Nacken. Der bunte Planet zieht über ihn hin, und um ihn für keinen Moment aus den Augen zu verlieren, dreht der Kleine sich nicht, sondern beugt sich limbomäßig weiter und weiter rückwärts, mit der ihm eigenen kindlichen Gelenkigkeit. Die Seife fließt aus dem Becher über die Hand auf das Shirt auf die Hose. Höher und höher fliegt seine Seifenblase, der Knirps kreischt und hüpfte vor Vergnügen, schlägt fast rücklings hin, fängt sich wieder. Sein Becher ist längst leer.

Und dann zerplatzten sie. Geschah es in der Stube auf dem Kuchen oder im Kaffee, gab's sogar noch Schimpfe obendrauf. Man schaute besser schnell weg, bevor sie auftrafen, und tauchte neu ein und ließ neue los. Manche Kinder rannten hinterher und jagten die Seifenblasen, zerhauten sie und freuten sich. Das waren Ungeheuer.

Auch traurig, wenn sie aufeinander zutrieben und mit einem leisen Schmatzen sich gegenseitig in Nichts auflösten. Da musste man allerdings hinsehen, denn manchmal zerplatzten sie eben nicht, sondern schmiegen sich aneinander und schwebten als Doppel-, Dreier- oder Nochmehrkugeln weiter. Sie waren zu bunt schillernden Gespenstern von Eiskugelhaufen geworden, scheinbar regellos konstruierten Spiegelkabinetten, die durch plane innere Stützhäute der buckelig unregelmäßigen Oberfläche Stabilität verliehen. Ganz selten, aber doch ab und zu, verschmolzen zwei der buntransparenten Planeten zu einem

einzigsten neuen, größeren. Der prutzte vor lauter dicker Schillerschale.

Manchmal bog sich eine Seifenblase etwas im Wind oder wurde unter dessen Gewalt zu einer flatternden Erdnusschale gestreckt. Dann zog sie sich eilig wieder zurück, oftmals zu heftig, schoss über ihr Ziel hinaus und fiel fast in sich zusammen, worauf erneut unverzügliche Gegenbewegung nottat, die nochmals zu weit ging, und immer so weiter, immer schneller werdend. Die Seifenblase zitterte nach wie ein Trampolin, aus dem man gerade hochgesprungen war. Das war der Wind, das teuflische Kind.

Auch möglich, dass die eigentliche Seifenblase nur in ihrer schillernden Hülle wohnte. Wenn diese sich in Luft auflöste, entließ sie ihr Inneres, den Geist, aus der Kugel, der zwar unsichtbar, aber endlich ganz frei und ohne bunte Brille die Welt bereisen und sie sehen konnte, wie sie wirklich war.

Felix hält sich Daumen und Zeigefinger wie einen Ring vor den Mund und bläst einige imaginäre Seifenblasen los, die sofort umdrehen und vor dem Festlärm in den hinteren Teil seines Zimmers treiben.

Sauber sind sie, sogar ihre Form ist rein, und obwohl sie sämtliche Farben durcheinander enthalten, sind sie von vollendeter Komposition. Leise sind sie und behutsamer als Federflaum. Entschiedene Pazifisten sind sie, auf Gewalt hin verschwinden sie einfach. Felix liebt die Seifenblasen und trauert um ihre Vergänglichkeit. Aber er redet nicht drüber. Er weiß es selbst kaum.

So. Duschen jetzt. Wer ›So!‹ sagt, hat noch nichts getan, sagt Anjuli. Aber die ist klein, über die kann man inzwischen mühelos hinwegsehen.

Duschen also. Oder besser baden? Ja! Natürlich! Liegt nicht im Schrank immer noch dieses Badesalz? Da braucht er gar kein Duschgel von Anjuli zu holen. Wer weiß, wo die im Moment überhaupt steckt bei dem Trubel. Mit Badesalz wird er 'ne ganze Weile gut riechen, und zwar überall am Körper und nicht nur

an den kritischen Stellen. Zum Abtrocknen nimmt er einfach das Händehandtuch. Das geht noch.

Felix macht kehrt, da gellt es von unten: »ATTACKE!«

Wenn die Männer sich vorne auf dem Hof zuraunen, ›lass ma kurz um die Ecke gehen«, dann ist der Winkel von Dachterrasse und Hauswand gemeint, der auf Felix' rechter, vom Kindertrubel und breitem Durchgang zum Hof abgewandter Seite liegt. Hier ist man für sich.

Felix tritt an die Balustrade und kuckt runter. Richtig, fünf alte Männer. Sie werfen gerade je ein kleines Fläschchen in einen Karton auf dem Boden. Haho hält eine angebrochene Stiege Nachschub vor seinem Bauch. Patrick hat ihm für den tapferen Einsatz vor der Hüpfburg wohl einen Extrapreis an der Theke hinterlegt. Sechsamter. Da lässt er sich nicht lumpen und ›tut erst mal einen raus«.

Die Gruppe sieht aus, als würde ein Clown ein paar Kinder bespaßen, denn einer überragt die anderen, es ist Herr Zier, der sich immer vorstellt mit: »Jürgen Zier, zwonullvier«. Damit gibt er seine Körpergröße an. Und wahrscheinlich auch sein Gewicht.

»Medizin muss bitter sein, sonst schmeckt sie nicht!« Die etwas verschüttelte Weisheit des Riesen wirkt auf die anderen wie ein Code; sie fischen sich aus Hahos Bauchladen die nächsten Buddeln und stoßen miteinander an, nehmen ihre Fläschchen nach dem Klickerklacker aber nicht wieder an sich, sondern halten sie im Pulk zusammen. Jetzt stimmen sie ein gemeinsames »aaaAAA!« an, erst leise, dann anschwellend, erst tief, dann an Höhe gewinnend, synchron dazu heben sie ihre Fläschchenbatterie an und reiben und rütteln die geriffelten Glaskörper immer kräftiger aneinander, bis sie hörbar knirschen und klappern. Sind Stimmen wie Arme zum Gipfel geführt, kommt es hier und da zu Kopfstimmenjodlern. Das aber kann den Stolz des Moments und die Kraft der gewonnenen Eintracht nicht schmälern. Sie sind jetzt die fünf Musketiere, nein, die

fünf New Yorker Freiheitsstatuen, die nicht länger der gefährlich heißen Flamme huldigen, sondern dem rettenden Löschen. Kurz bevor nun der Atem ganz ausgeht, fügen sie ihrem maximierten »AAAAA ...« mit letzter Kraft das »... TTACKE!« an und belohnen sich für ihre heroische Leistung mit dem braunsämigen, gut geschüttelten Kräuterlikör. Runter damit, dann erst mal Luftholen, Leergut ab in den Karton.

Den Typen links neben Zier kennt Felix nicht. Nein, doch, das ist ja sein Philolehrer Melchior! Der säuft hier mit! Interessant! Eigentlich müsste Felix schnell sein Handy holen, ein Video machen und ins Netz damit, wegen Mittwoch, die blöde Bazille. Aber nee, das gibt nur wieder Ärger.

Auf der rechten Seite steht Opa Drenkow. Der war früher, also ganz früher, zu DDR-Zeiten, Bürgermeister von Stadt Grünhagen. Alle Einheimischen sagen übrigens nur ›die Stadt‹. Gut Grünhagen heißt dagegen einfach ›das Gut‹. Das Seebad Kessel ist eine andere Geschichte. Drenkow stützt sich mit der freien Hand auf seinen Gehstock.

Opa Drenkow hat schlechte Laune. Grimmig schaut er auf die anderen, grimmig schaut er auf sein Fläschchen, doppelt grimmig feuert er es in den Karton. Die anderen Männer kümmert das nicht und auch Felix ist nicht überrascht. Drenkow hat immer schlechte Laune. Selbst jetzt, wo sie da eigentlich lustig zusammenstehen und saufen, signalisiert er, ›ich mache mit, aber nur, damit ihr nicht noch größeren Schwachsinn ausheckt‹.

Sogar Kinder knurrt Drenkow manchmal an. Wenn die dann jedoch die Augen aufreißen und sich gruseln, wird er sofort milde. Sie müssen eben erst mal lernen, dass er ein Muffelkopp ist und dennoch letztlich harmlos. Er lebt mit seinem Enkel Anton zusammen; der ist so alt wie Patrick, hat aber einen Schwerbehindertenausweis und benimmt sich wie ein kleines Kind.

Der Alte murkelt immer noch auf einer Baustelle herum, wo er ein Haus für seinen Sohn Dennis und dessen Familie bauen

wollte. Antons Vater aber ist schon vor vielen Jahren gestorben, dessen Frau Nicole kurz nach seinem Tod spurlos verschwunden.

Wenn er nicht an dem Haus für niemanden baut, wandert Opa Drenkow über die Äcker und durch den Wald. Oft sitzt er ganz allein auf seinem Gehstock, den er zu einem Schemel auseinanderklappen kann. Bei alledem ist er nicht verbittert oder so, eher trotzig. Traurig sieht man ihn nie, er will nur seine Ruhe haben und nicht belästigt werden. Er verachtet die Welt nach dem Untergang der DDR, ansonsten macht er sein Ding, und dazu braucht er niemanden weiter.

Drenkow steht mit versteinierter Miene da, während Zier angefangen hat, einen Witz zu erzählen. Die anderen recken ihre Köpfe, bestätigen nickend jeden Halbsatz und ziehen schon mal die Mundwinkel hoch, damit sie dann gleich ohne Verzug loslachen können. In dem Moment erscheint Patrick auf der Bildfläche. Er erreicht den Zier-zwonullvier-Spaßclub, als der Riese gerade Daumen und Zeigefinger vor seinem Auge zu wenigen Millimetern Abstand zusammenführt und losbrüllt: »... so klein, aber steinhart!« Die Jungs lachen sich scheckig, ihr Lachen ist eher ein Schreien. Patrick macht gleich mit, obwohl er den Witz gar nicht gehört haben kann.

»Was machst du denn hier? Wie hast du uns gefunden?« Ziers Fragen sind schon der nächste Witz. Jeder weiß, dass Patrick der Gastgeber ist, und jeder weiß auch, wo die anwesenden Kandidaten zu finden sind, wenn sie nicht vorne stehen.

Felix' Bruder ist auf Begrüßungstour. Also hat er mal »um die Ecke« nachgesehen. Er redet mit Drenkow. Sie sind leise, sodass man sie bei dem lauten Geschwatze der anderen nicht verstehen kann. Drenkow ist anscheinend verärgert, schüttelt den Kopf und schwenkt seinen ausgestreckten Arm mit scheibenwischerartig pendelndem Zeigefinger vor Patricks Gesicht hin und her. Der jedoch bleibt kühl, beschwichtigt und wendet sich ab. Drenkow jetzt wieder. Worum ging es? Was hat der Alte?

Neben Drenkow steht Fredi, Frederick Meyerschulte. Er ist Ziers bester Kumpel und steht dauernd neben ihm, also wortwörtlich in dessen Schatten. Hippe nennt die beiden ›Pat und Patachon‹.

Patrick redet kurz mit Fredi, dann geht er wieder. Er zwinkert Zier zu, hält sein Glas, das er schon leer mitgebracht hatte, in die Höhe und schüttelt es. Der Riese nickt, und Patrick kann sich unter allgemeinem Wohlwollen zurückziehen, um, wie sie alle zweifellos denken, ›nachzutanken‹.

Felix nimmt sich ein Beispiel an seinem Bruder. Die Zeit rennt und er will nachher bei Iva auf keinen Fall zu spät kommen. Erst mal fertig anziehen, dann gratulieren lassen. Hippe wird wieder Vorträge halten, bei einem Schmetterling anfangen und beim Fluch über Gott und die Welt landen. Seit Kurzem macht er das öfter so und nennt es Dialektik. Sogar für den Weg zum Auto muss Felix Zeit einplanen; die Leute auf dem Festplatz kennen ihn ja alle, viele werden ihn anquatschen.

Quatsch, nicht anziehen jetzt, natürlich zuerst in die Badewanne. Das Badesalz wird es bringen. Das wirkt selbst bei den Füßen.

»Lukas! Nun steh da doch nicht immerzu alleine rum! Kuck doch die anderen Kinder! Der Teich! Die Hüpfburg!«

Der Seifenblasenjunge wacht aus seinem Tagtraum auf und läuft zu seiner Mutter. Er rennt sie fast um und klammert sich jauchzend um ihre Beine. Sie merkt, dass ihr Kind von oben bis unten mit Seife vollgesuddelt ist, stöhnt auf und weist den Kleinen zurecht. Der Junge hat das nicht kommen sehen und steht bedröppelt da.

Während der Knirps ratlos mit dem Finger die Ränder seiner Seifenflecken nachfährt, wird die Mutter mechanisch. Sie fischt aus einer Plastiktüte Sweatshirt und Hose. Welch eine zaubrische Hellseherin. Aber ihre Gabe macht sie wohl nicht glücklich, denn sie hält den Kleinen im Klammergriff, als würde er sich ihr mit aller Kraft entwinden wollen, zieht und

zerzt unnötig heftig an ihm herum. Er dagegen steht gänzlich spannungslos da; unter ihrem harten Griff schlenkert er umher, als habe er seinen Frieden mit Gott gemacht und jedwedem eigenen Willen entsagt.

Felix fühlt mit dem Jungen und bewundert gleichzeitig die Ordnung und Sauberkeit, die die Mutter jetzt herstellt. In null Komma nix sind die Spuren des Seifenunfalls beseitigt.

Zum Schluss aber ergreift sie das Kind erneut, und zwar schraubzwingenfest an beiden Oberarmen und ermahnt es streng und laut. Eine weitere Garnitur Wäsche habe sie nicht mehr, wenn er sich noch mal so vollsaue, müssten sie nach Hause gehen. Mit jeder Silbe drücken ihre Hände zu und schütteln den kleinen Körper.

Derart angefaucht und gerüttelt, steht der Junge jetzt wie ein Zinnsoldat, nur sein Kopf ruckt bestätigend auf und ab. Dann zieht sich sein Mund breit und zittert, Tränen kullern abwärts. Wie riesig, wie machtvoll, wie überwältigend und wie unberechenbar Erwachsene für kleine Kinder doch sind. Der Junge heult auf: »Ich will aber noch nicht nach Hause gehen!« Die Mutter hält inne, seufzt, wartet, schließlich lässt sie ihn los, geht in die Hocke und nimmt ihn in beide Arme. Sie flüstert. Zwei- dreimal hebt sich schluchzend der kleine Kopf von ihrer Brust, endlich bleibt er liegen, während sein Oberkörper sich in tiefen, langsamer werdenden Atemzügen auf und ab bewegt. Sanft streicht sie dem Jungen übers Haar, der nun ganz ruhig geworden ist.

Die Mutter drückt das Kind nochmals an sich und gibt ihm ein Küsschen auf den Hinterkopf. Als wäre hier ein Schalter, dreht der Knirps sich sofort um und stürmt mit Gejohle in die Hüpfburg. Er hat schon alles vergessen. Sie atmet auf. Felix atmet auf. In ihrer Riesentasche hat sie wahrscheinlich doch noch einen, vielleicht sogar zwei Sätze Wäsche dabei. Sie kennt ja ihren kleinen Scheißer.

So einfach geht das. Seifenblasen machen. Seifenblasen und

Schluss. Kein Aufpassen, ob was auskippt, keine Sorge, wo Mama ist, wo die anderen Kinder sind. Die Uhr steht sowieso. Der Fleck auf dem Pullover ist nichts, ein blasses Bild aus einer anderen Dimension. Einfach Seifenblasen machen. Weniger. Einfach Seifenblasen ansehen. Weniger. Seifenblasen. Und der Name verschwindet auch noch. Ansehen. Staunen. Glück. Ewigkeit.